

MIT BLOSSEN HÄNDEN

Der Maler *Christopher Lehmpfuhl* verarbeitet den Wandel der Stadt zu plastischen Gemälden. Auf den Spuren der Impressionisten will er die Zeit dem Vergehen entreißen

Von RALF HANSELLE

Berlin wird glatter. Selbst hier, zwischen Bayerischem Viertel und Rathaus Schöneberg, wo die Stadt vor Jahren stolz ihre Nachkriegsnarben zur Schau trug – selbst hier zeigt sie sich jetzt immer öfter flach und entortet. Über die vierspurige Bundesallee ziehen stromlinienförmig Kleinwagen hinweg, und die Glasfassaden der aus Baulücken erwachsenen Townhouses erstrahlen so ebenmäßig wie die Touchscreens einer neuen Handygeneration. Wer durch dieses neue Berlin fährt, dem kommt eine Mahnung Paul Cézannes in den Sinn: In einigen hundert Jahren, hatte der einst orakelt, werde alles „verflacht“ sein. Keine Tiefen mehr, keine Unebenheiten.

Auch der Maler Christopher Lehmpfuhl beobachtet diese Veränderungen. Für gewöhnlich bemerkt er sie, wenn er draußen ist – en plein air, wie das der Mittvierziger nennt. Christopher Lehmpfuhl ist Landschaftsmaler. Mit seinen weißen Leinwänden und seinen farbverschmierten Regenjacken taucht er wie ein Unzeitgemäßer im Stadtraum auf und hält die großen Umbrüche fest: das Verschwinden der grauen Brandmauern, den Rückbau des Palasts der Republik.

Seine jüngste Serie aber hat er in seinem Wilmersdorfer Atelier gemalt: kleine Kabinettstücke nach alten Schwarz-Weiß-Aufnahmen des Vaters. Der ist im letzten Jahr verstorben – nur wenige Stunden nach dem Tod der Mutter. Seither leistet der 1972 geborene Maler Trauerarbeit; taucht ab in die Zeit seiner Kindheit, malt Szenen, die es nicht mehr gibt: den einstigen Grenzübergang am Checkpoint Charlie, den alten Volkswagen der Eltern. Auf den Oberflächen sehen die Bilder aus, als hätte man die fotorealistischen Gemälde eines Gerhard

Richter noch mal abgemalt und anschließend durch einen Fleischwolf gedreht.

Christopher Lehmpfuhl hat ein Faible für das Pastose. Zarte oder langsam entstehende Malhäute sind ihm ein Dorn im Auge. „Meine Bilder sind Kontrapunkte zur Gegenwart“, erklärt er, während er mit den Händen über die getrockneten Ölfarben fährt. Meistens stehen diese Farbgebirge derart plastisch hervor, dass ihr Schöpfer von sich selbst abwechselnd als Maler und dann wieder als Bildhauer spricht. „Ich habe schon im Studium dick aufgetragen“, scherzt der sonst brav erscheinende Lehmpfuhl über eine Technik, die man unter Künstlern Impasto nennt. Maler wie Vincent van Gogh oder Max Slevogt haben sie im 19. Jahrhundert populär gemacht.

DOCH LEHMPFUHL, dessen Stil, Licht und Motivik vom Impressionismus beeinflusst scheinen – von Ury, Corinth oder Liebermann –, versteht es, den fetten Farbkörpern der Vorbilder noch manch einen Zentimeter beizumischen. Besonders auf seinen großformatigen Landschaften, aber auch vor den Abmalungen der väterlichen Fotosammlung sehen seine Bilder wie Reliefkarten einer bald schon verschwundenen Gegenwart aus.

Tritt man näher an die Bilder heran, erblickt man nur noch grob geschichtete Schlieren aus Farben: zerfurchtes Rot, zerdrücktes Grau, Schwarzflecken, wie von langen Fingern zerkratzt. Seit vielen Jahren malt Christopher Lehmpfuhl mit bloßen Händen. Wo andere die Kunst mittels Pinsel und Spachtel auf Abstand halten, da rückt er ihr mit dem ganzen Körper zu Leibe; wischt mit nackten Fingern über den Malgrund, als wäre der am Beginn nur ein kalter Touchscreen.

Man sieht es dem Maler mit der dunkelblonden Kurzhaarfrisur und dem blauen Fleecepullover nicht an; aber in seinem eher kleinen, stämmigen Körper scheint es wie in einem Vulkan zu brodeln. Wenn Lehmpfuhl draußen vor seine noch ungemalten Bilder tritt, dann verwandelt sich der zurückhaltende Künstler in einen Berserker. „Was ich mache, ist nicht mehr Malerei; das ist Performance“, sagt er und verweist auf vor ihm liegende Fotografien, die ihn in dicke Overalls gehüllt vor rauen Meerlandschaften zeigen. „Wenn ich Landschaften male, dann muss ich die spüren. Das ist wie ein Kampf um den zuweilen festgebundenen Leinwänden; ein Ringen mit Regen, Sturm und Licht. Das ist, als gingen Zeit und Natur durch all das hindurch.“

Es scheint, als wären echte Räume eben nie ohne Widerstände zu haben; als kämpfte in diesem Maler ein urbaner Prometheus – wenn nicht gegen die Götter, so doch gegen Zeit und Vergessen. Seit dem 22. Oktober ist dieses Ringen um Raum und Tiefe in einer Übersichtschauschau im Museum Würth in Künzelsau zu sehen. In einer Welt, in der ansonsten nichts mehr aneckt, in der Räume zu Flächen mutieren und mehrschichtige Wirklichkeiten auf kleine Flachbildschirme passen, wirken diese Malereien wie aus einem vergangenen Jahrhundert. Zuweilen ist es, als würde sich hier ein Maler in seinen dicken Farbschichten regelrecht festkrallen. Man müsse sich beeilen, hat Cézanne gesagt. Andernfalls würde alles bald verschwunden sein.

RALF HANSELLE ist Journalist und liebt wie Lehmpfuhl den Wechsel zwischen pittoresker Stadt und rauer Natur

